

JOHN GWYNNE

Die Zeit der Schatten

Blut und Knochen 1

JOHN GWYNNE

Die Zeit der Schatten

Blut und Knochen 1

Aus dem Englischen
von Wolfgang Thon

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
»A Time of Dread – Of Blood and Bone 1«
bei Pan Macmillan, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2018 by John Gwynne
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019 by Blanvalet
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft, nach einer Originalvorlage
von Macmillan Publishers

Umschlagillustration: Paul Young represented by Artist Partners
Karte: © Fred van Deelen
BL · Herstellung: sam

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7341-6194-0

www.blanvalet.de

Für Harriett,
deren Lächeln ein Fenster zu ihrem Herzen ist,
selbst den dunkelsten Raum erhellt und
die Sturmwolken verscheucht.

Und für das Intensive Therapy Unit's Team im
Eastbourne District General Hospital:
Ihr alle seid Engel ohne Flügel.

Ich stand wie einer, dem im Wald
Auf dunklem Pfade graut;
Der immer, immer vorwärts eilt
Und nimmer rückwärts schaut;
Er weiß, ein Feind ist hinter ihm;
Sein Herz schlägt bang und laut.

Der alte Matrose – Samuel Taylor Coleridge

Auszug aus:

Das Buch der Gefallenen

*Ein zeretztes Exzerpt,
entdeckt bei der Leiche eines Kadoshim-Dämons*

Im Jahr 131 des Zeitalters der Kunde

Sie halten uns für gebrochen.

Doch wir sind es nicht.

Sie halten uns für besiegt.

Doch wir sind es nicht.

Mehr als zweitausend Jahre, meine Brüder, haben wir in einem hehren Krieg gefochten, gegen Elyon, den Großen Tyrannen, und seine Knechte, die Ben-Elim. Zweitausend Jahre lang war die Anderwelt unser Schlachtfeld – dieser Ort des Geistes, wo alles ewig ist. Dann, vor etwas mehr als einem Jahrhundert, erlebten wir die Erfüllung unserer lang gehegten Pläne, endlich in diese Welt des Fleisches zu gelangen, selbst Fleisch zu werden, auf dass wir Krieg führen können gegen Elyons Schöpfung, die Menschheit, um zu erobern und zu zerstören, wie es uns gefiel.

Aber wir wurden verraten, meine Brüder, und von den Ben-Elim in eine Falle gelockt. An diesem Tag kämpften wir wie Krieger und beschämten selbst die Helden, die von den Menschen dieser Welt besungen werden. An diesem grauenvollen Tag der Drangsal kämpften wir mit scharfem Eisen, mit Zähnen und Krallen. Blut floss in Strömen, und doch waren wir den Ben-Elim und ihren Verbündeten unterlegen. Denn sie wurden von einer Made angeführt, welche die Menschen einen Helden nannten – von Corban, dem Strahlenden Stern.

Pah, sage ich, denn Corban ist nun lange tot, doch wir sind immer noch hier. Eines Tages werde ich auf sein Grab spucken, seine Leiche ausgraben und die Knochen zermalmen. Denn Corban wagte es, seine Klinge gegen Lord Asroth, unseren Herrn, zu erheben, und es war Corbans Schwester Cywen, die den Bann wirkte, der Asroth in sein eisernes Gefängnis einkerkerte.

Wir kämpften noch lange weiter nach diesem Tag, führten mehr als einhundert Jahre Krieg, aber immer waren unsere Feinde zu viele, und unsere Zahl im Schwinden begriffen.

Jetzt werden wir von den Ben-Elim gejagt, ebenso wie von den Nachkommen des vor langer Zeit verstorbenen und dreimal verfluchten Corban.

Daher sage ich euch, meine Brüder, wir müssen lernen, auf andere Weise Krieg zu führen. Ziehen wir uns in die Schatten zurück, hausen wir an dunklen Orten und sammeln unsere Kräfte. Wir müssen uns Zeit lassen, dann werden wir triumphieren. Der Tag wird kommen, an dem wir uns wieder vereinigen und unseren Herrn Asroth befreien. Der Tag wird kommen, an dem wir uns zurückholen, was rechtmäßig uns gehört.

Nur dies müsst ihr tun: Folgt dem Ruf, wenn er ertönt.

Sie glauben, das wäre das letzte Kapitel in der langen Geschichte unserer Niederlage.

Aber sie irren.

Niedergeschrieben von Gulla, Erster Hauptmann der Kadoshim bis zur Wiedereinsetzung unseres Königs, Asroths des Großen.

KAPITEL 1

BLEDA

Im Jahr 132 des Zeitalters der Kunde, Schnittermond

»Ich sollte da unten sein«, sagte Bleda. Er hockte auf einem steilen Hang und hielt seinen Bogen in der verkrampten Faust, während er staunend die Szene unter sich beobachtete.

Eine Schlacht.

Pferde mit Reitern wirbelten in unaufhörlicher Bewegung über die Ebene. Von seiner hohen Position aus wirkten sie wie zwei Vogelschwärme, die sich immer enger umkreisten, und das schwache Trommeln der Hufe ließ den Boden unter Bledas Füßen vibrieren. Während er fasziniert und ein wenig neidisch zusah, hallten die Beleidigungen und Herausforderungen, die Vorboten der Gewalt, zu ihm herauf.

»Nein, du solltest eben nicht dort unten sein«, sagte jemand hinter ihm. Der Alte Ellac rieb sich gedankenverloren den Stumpf, wo einst seine rechte Hand gewesen war. Die Haut um seine Augen lag in tiefen Falten wie altes Leder, als er auf die Schlacht hinabstarrte, die sich auf der Ebene unter ihnen anbahnte.

»Natürlich sollte ich dort sein«, widersprach Bleda leise. »Meine Mutter ist da unten und führt unseren Clan an. Mein Bruder reitet auf der einen Seite neben ihr und meine Schwester auf der anderen.«

Nur mein Vater nicht.

»Richtig, aber sie sind alle erheblich älter als zehn Sommer«, erklärte Ellac nachdrücklich.

»Na und?«, fuhr Bleda auf. »Ich kann kämpfen und bin mit einem Bogen viel geschickter als die meisten anderen. Und auch geschickter als du.«

»Das ist jetzt wahrlich nicht mehr allzu schwer.« Ellac schnaubte verächtlich und gab Bleda mit seiner linken Hand eine Kopfnuss.

Bleda schämte sich wegen seiner Bemerkung, und diese Scham war schmerzhafter als der Schlag. Er wusste, dass keiner von ihnen gern untätig hier oben auf dem Hügel hockte, während ihre Familien und Angehörigen kämpften und auf dem Schlachtfeld unter ihnen bluteten.

Deine Zunge ist schärfer als dein Schwert, hatte sein Vater ihn schon immer getadelt.

»Sieh!« Ellac deutete mit seinem Stumpf nach unten. »Altan.«

Auf der Ebene unter ihnen trennte sich ein einzelner Reiter von ihrem Clan. Bleda erkannte in ihm sofort seinen älteren Bruder Altan.

Siebzehn Sommer ist gar nicht so viel älter. Und doch ist er bereits alt genug, um kämpfen zu dürfen. Ich aber nicht. Bledas Miene verfinsterte sich bei dem Gedanken an diese Ungerechtigkeit, obwohl sich sein Zorn nicht gegen Altan richtete. Er liebte seinen Bruder von ganzem Herzen.

Altan trieb sein Pferd zu vollem Galopp an und näherte sich der feindlichen Kriegerhorde, aus der sich im gleichen Moment ebenfalls ein Krieger löste, der genauso schnell galoppierte. Beide Krieger neigten sich in ihren Sätteln zur Seite und streckten die Arme aus, als sie ihre Bögen spannten.

Bleda wurde von glühendem Stolz durchströmt, doch gleichzeitig schien eine kalte Faust sein Herz zu umklammern.

Ziele gut, Altan. Ich darf dich nicht auch noch verlieren.

Die Welt schien sich plötzlich zu verlangsamen, und die Geräusche wurden gedämpft, während Bleda die beiden Kämpfer beobachtete.

Dann drehte Altan ab, während der andere Reiter im Sattel schwankte, zur Seite kippte und dann zu Boden stürzte. Er wurde von seinem Pferd mitgerissen, weil er mit einem Stiefel im Steigbügel hängen geblieben war. Ellac knurrte bewundernd, und Bleda stieß triumphierend die Faust in die Luft, während er laut seinen Stolz hinausschrie. Er spürte Ellacs Missbilligung wegen seines Gefühlsausbruchs, denn von den Kriegern seines Clans erwartete man, dass sie ihre kalte Miene wie einen Schild vor sich her trugen. Aber das da unten war Altan, und er hatte gerade einen Krieger ihrer ewigen Rivalen getötet.

Lautes Jubelgeschrei stieg zu ihnen empor, das sich rasch in Schlachtrufer verwandelte, als die beiden Kriegerhorden mit einem ungeheuren Krachen aufeinanderprallten. Bleda schluckte, und Angst machte sich in ihm breit. Er hatte den Tod schon erlebt, hatte die kalte, wächserne Hand seines Vaters gehalten, hatte die Geschichten der Krieger von ihren Überfällen gehört, sogar geholfen, ihre Wunden zu versorgen – aber das hier ...

Die Todesschreie von Menschen und Pferden hallten zu ihnen empor, und nach wenigen Augenblicken war die Ebene unter ihnen von einer erstickenden, brodelnden Masse von Kriegern bedeckt. Blut spritzte, und Eisen klirrte laut.

»Was ist das da?« Ellac hinter ihm deutete in den Himmel.
»Deine Augen sind besser als meine.«

»Geier und Krähen«, erwiderte Bleda flüchtig, als er kurz in das strahlende Blau blickte und die Umrisse von Schwingen sah.

»Dafür sind sie zu groß«, murmelte Ellac.

Jetzt riss Bleda widerwillig seinen Blick von der Schlacht los und sah genauer hin. Immer mehr geflügelte Umrisse tauchten am Himmel auf und schienen zum Schlachtfeld zu fliegen. Während

sie näher kamen, wurden sie größer. Gewaltige, weiße Schwingen durchschnitten die Luft, dann sah Bleda das Blitzen von Stahl in der Sonne.

»Die Ben-Elim«, flüsterte er.

Geflügelte Krieger in schimmernden Kettenhemden senkten sich auf das Schlachtfeld hinab, zischten unmittelbar über die Köpfe der Männer hinweg und stachen wahllos mit ihren Speeren und Schwertern zu, hoben die Menschen steil empor in die Luft und ließen sie dann fallen, sodass sie schreiend und um sich schlagend in den Tod stürzten.

»Nein!«, zischte Bleda und griff nach einem Pfeil in dem Köcher an seinem Gürtel, während er aufstand. Er wollte den Hügel hinablaufen. Ellac hielt ihn am Handgelenk fest.

»Wir müssen ihnen helfen!«, schrie Bleda. »Das ist nicht der Kampf der Ben-Elim; sie sollten sich da raushalten!«

»Sie haben angekündigt, dass sie kommen würden, weil sie den Clans nicht erlauben, sich zu bekriegen«, erwiderte Ellac. »Und ob es jetzt ihr Kampf ist oder nicht, sie sind da. Sieh selbst.«

Westlich vom Schlachtfeld erstreckte sich das Reich von Arcona bis zum Horizont – ein unendliches Meer aus Gras, dessen riesige Ebenen hier und da von kleinen Gruppen niedriger Hügel durchbrochen wurden. Bleda sah von der nächsten Hügelgruppe eine Wand aus Staub aufsteigen und wusste, dass eine derartige Wolke nur von sehr vielen Füßen aufgewirbelt werden konnte. Eine große Heerschar war unterwegs.

Die Heiligen Heerscharen der Ben-Elim. Giganten auf gewaltigen Bären. Der Schildwall.

Dann zog Ellac ihn den Hügel hinauf, zu ihren angebundenen Pferden.

»Was machst du da? Wir müssen meiner Mutter helfen!«, schrie Bleda. Ellac ignorierte ihn und hob ihn ohne viel Federlesens in den Sattel. Dann stieg er, sehr geschickt für einen einhändigen

Mann, auf sein eigenes Pferd und packte Bledas Zügel. Mit einem Zungenschnalzen und einer kurzen Aufmunterung seiner Hacken trieb er sein Pferd an, und im nächsten Moment galoppierten sie den Hügel hinauf.

»Bitte!«, schrie Bleda. Er war ein Prinz der Sirak, und dieses Wort kam nur selten über seine Lippen.

Ellac sah von Bleda zu der Schlacht.

»Ich darf dich nicht da hinunterlaufen lassen«, erwiderte der alte Krieger. »Deine Mutter würde mir meine andere Hand abhacken und mir dann noch die Augen ausstechen.« Er spornte sein Pferd an, den Hügel hinauf, fort von der Schlacht. Bleda blickte zurück, als sie den Kamm erreichten, und sein Herz schmerzte in seiner Brust. Auf dem Schlachtfeld unter ihnen tobte das Chaos, geflügelte Krieger stürzten sich unaufhörlich hinab und töteten jeden, den sie erwischten. Dann verschwand das Schlachtfeld hinter der Kuppe, und sie ritten in vollem Galopp zu ihrem Lager.

Bleda starrte auf den Horizont, als er über einen Graspfad vor ihrem Lager schlich, seinen Reiterbogen in der Hand. Sein Bruder Altan hatte den Bogen für ihn angefertigt. Er hatte Monate gebraucht, um ihn zu vollenden, während Bleda fasziniert zugesehen und dabei viel gelernt hatte.

Er ist viel zu groß für dich, hatte Altan zu ihm gesagt und ihm über das schwarze Haar gestrichen. *Es ist ein Bogen für einen erwachsenen Mann, weil der Zug zu schwer ist. Aber wie willst du sonst stark werden?*

Das war vor über einem Jahr gewesen, und jetzt konnte Bleda bereits den dritten Pfeil abschießen, bevor der erste auch nur sein Ziel getroffen hatte.

Die Anspannung der Wartenden lag greifbar in der Luft. Hinter ihm drängte sich eine große Schar von Kindern, Alten und Kranken. Alle anderen, die auf einem Pferd sitzen und einen Bogen hal-

ten konnten, mussten kämpfen. Zelte und Karren standen leer und unbewacht da, Hunde kläfften und Ziegen meckerten.

»Da!«, sagte jemand hinter Bleda. Alle blickten in den Himmel. Geflügelte Gestalten tauchten auf, und auf der Erde unter ihnen bewegte sich ein dunkler Fleck: Reiter, die näher kamen.

»Mutter«, flüsterte Bleda, der sie früher als alle anderen erkannte.

Erdene, Königin der Sirak, ritt in ihr Kriegslager. Ihr Helm war verschwunden, und sie hatte den Kopf gesenkt. Eine lange Schnittwunde schimmerte auf ihrem rasierten Schädel. Der dicke Kriegerzopf, den sie sorgfältig geflochten und wie eine schlafende Schlange um ihre Schulter gewickelt hatte, war jetzt aufgelöst und zerfranst, mit Blut bedeckt. Am Morgen noch hatte ihre Schuppenrüstung im Sonnenlicht gefunktelt; jetzt jedoch war sie matt und verbeult. Der Rest ihrer Leibwache umringte sie, stumm und ebenso mitgenommen, und hinter ihnen und um sie herum drängten sich Geschöpfe, bei deren Anblick Bleda der Atem stockte.

Riesige Bären, gewaltige Bestien, die nur aus Zähnen und Klauen zu bestehen schienen, trotteten mit ihren Giganten-Reitern heran: Männer und Frauen in Leder, Stahl und Pelzen, die ihre Streitäxte und Streithämmer über die Schultern geschlungen auf dem Rücken trugen. Gewundene Tätowierungen von dornigen Kletterpflanzen schlängelten sich über ihre Arme.

Erdene zügelte ihr Pferd, und ihre Krieger kamen stockend zum Stehen.

Wo ist Altan? Und Hexa? Bleda suchte die Schar der Reiter nach seinem Bruder und seiner Schwester ab. Dann schienen sich seine Füße von allein in Bewegung zu setzen, und er rannte zu seiner Mutter. Ellac stolperte hinter ihm her und versuchte vergeblich, ihn einzuholen.

Erdene sah ihn und schüttelte den Kopf, aber es war schon zu spät. Einen Herzschlag später war Bleda bei ihr und starrte zu sei-

ner Mutter empor. Die Giganten auf ihren Bären umringten ihn wie Türme.

»Altan und Hexa?«, rief Bleda zu seiner Mutter hoch, während er ihren Stiefel packte.

Erdene blickte auf Bleda hinab, mit einem Ausdruck auf ihrem Gesicht, den er noch nie zuvor bei ihr gesehen hatte.

Scham.

Sie blinzelte, als würde sie Bleda nicht sofort erkennen, dann jedoch wurde ihr Blick klar.

»Lauf weg!«, sagte seine Mutter.

Bleda wusste nicht, was er tun sollte. Sein Herz und sein Verstand waren von dem eisernen Kodex der Sirak durchdrungen, der vorschrieb, dass man seinen Mut wie eine Fahne vor sich hertrug, frei lebte und bis zum letzten Atemzug für seinen Clan kämpfte. Niemals Schwäche oder Furcht zeigte, und sich niemals, nie im Leben, ergab. Aber seine Mutter hatte gesprochen. Sie war auch seine Königin und hatte ihm befohlen, wegzulaufen.

Er drehte sich um und blickte hastig umher, sah das Chaos, das sich im Lager ausbreitete, während die Giganten und ihre Bären vorwärtsmarschierten. Immer mehr Kämpfer kamen an, Kolonnen mit normal großen Kriegern, gekleidet in schwarzes Leder, an den Armen riesige rechteckige Schilde, auf die silberne Schwingen geprägt waren. Sie verteilten sich in geschlossenen Reihen rund ums Lager und kesselten alle ein, die sich darin befanden. Dann legten sie mit einem lauten Knall ihre Schilde aneinander. Bledas Blick fiel auf dunkle Gesichter unter silberfarbenen Helmen, als kleinere Gestalten zwischen ihnen auftauchten. Es waren Kinder, wie er feststellte, die den Kriegern nach ihrem harten Marsch Wasserschläuche anboten. Während er ihnen zusah, merkte er, wie eine Gestalt seinen Blick erwiderte, bleich und blond, ein Mädchen, das einem Krieger einen Wasserschlauch hinhielt, während sie ihm direkt in die Augen sah.

Schatten zuckten über den Boden, und das Geräusch von Schwingen drang an Bledas Ohren, als die Ben-Elim herabsanken. Einer flog noch tiefer als die anderen und schlug mit seinen großen Flügeln, als er sich einen Moment über Erdene und Bleda hielt. Gras und Staub wirbelten auf, dann landete er leichtfüßig auf dem Boden. Er war groß, größer als jeder Mensch, den Bleda je gesehen hatte. Sein Haar war pechschwarz, und er trug einen Umhang aus glänzenden Kettengliedern. Mit der Faust umklammerte er einen Speer, dessen Blatt von Blut verkrustet war.

»Ist er das?« Der Blick des Ben-Elim haftete einen Moment auf Bleda, dann sah er Erdene an.

Die Königin der Sirak schwieg so lange, dass Bleda schon glaubte, sie würde gar nicht antworten.

»Du musst stark sein«, sagte Erdene dann zu Bleda.

Furcht regte sich in Bleda, ausgelöst vom Unterton in der Stimme seiner Mutter und von der Art, wie der geflügelte Krieger ihn angesehen hatte.

Er versuchte, seine Furcht zu beherrschen, das Prickeln in seinen Augen zu unterdrücken, die aufsteigenden Tränen zurückzuhalten.

Nein! Ich bin Sirak. Ich bin der Sohn Erdenes, der Herrin-von-allem-was-sie-sieht.

»Gut.« Der Ben-Elim beugte sich herab, packte Bleda am Kragen seiner Tunika und hob ihn hoch. Bleda griff instinktiv nach einem Pfeil in seinem Köcher und nockte ihn auf die Sehne seines Bogens ein, aber mit einer kurzen Bewegung seines Handgelenks schlug der Ben-Elim Bleda den Bogen aus der Hand, der sofort zu Boden fiel. Bleda starrte den Ben-Elim böse an und erwartete, dass seine Mutter eingriff, um ihn zu beschützen, wie sie es immer getan hatte. Aber sie saß einfach nur auf ihrem Pferd und sah ihn mit ihren grauen Augen an.

»Ich bin Israfil, Lordprotektor des Landes der Getreuen, und du

kommst mit mir«, erklärte der Ben-Elim. »Als Unterpfand dafür, dass deine Mutter den Frieden einhält, wenn wir wieder abgerückt sind.«

»Was? Wohin?« Die Worte des Ben-Elim drangen nur langsam, wie durch Wasser, in Bledas Bewusstsein.

»Du bist mein Mündel, Bleda, und Drassil wird dein neues Heim werden«, sagte der Ben-Elim.

Mündel. Drassil.

Bei diesen Worten zuckte Bleda zusammen, als wären es Schläge gewesen. Drassil war die Festung der Ben-Elim und lag weit im Westen.

Ich soll ihr Mündel sein? Er meint wohl eher Gefangener.

»Nein!«, flüsterte Bleda. »Mutter?« Ein langes Schweigen folgte seinen Worten, während der Blick, den Erdene und Israfil wechselten, von Stolz und Scham kündigten, von Sieg und Niederlage. Die Furcht meldete sich wieder in Bledas Herz, eine Kälte, die in seine Adern sickerte und seine Lippen zittern ließ.

Die kalte Miene. Beschäme Mutter nicht. Beschäme dein Volk nicht.

»Es ist vereinbart«, sagte Erdene. Ihr Gesicht war maskenhaft, nur ihre Augen schickten ihm die Botschaft.

Du musst stark sein.

»Das ist der Preis, der gezahlt werden muss.« Der Ben-Elim sprach, als würde er etwas rezitieren. »Es wird Frieden im Land der Getreuen herrschen. Es gibt nur einen Feind, einen einzigen Feind, der bekämpft werden muss: die Kadoshim und ihre Anhänger.«

»Nein!« Bleda stieß das Wort aus; es drückte gleichzeitig Leugnen und Weigerung aus. Er spürte die heißen Tränen in seinen Augen, wischte sie wütend weg, wusste um die Schande, die mit ihnen einherging.

»Altan und Hexa werden dir das nicht erlauben!« Wut und Furcht verzerrten Bledas Stimme. Dann rauschte es erneut in der Luft, und Schwingen schlugen, als weitere Ben-Elim aus dem

Himmel herabsanken und neben Israfil landeten. Der Erste war blond, und eine lange Narbe führte von seiner Stirn zu seinem Kinn. Er warf Israfil etwas vor die Füße. Die beiden Gegenstände landeten mit einem leisen Poltern auf dem Boden, rollten über das Gras und blieben schließlich liegen.

Es waren zwei Köpfe, deren Augen aus ihren Höhlen zu treten schienen, und aus deren Hals immer noch Blut tropfte.

Altan und Hexa.

Die Welt verstummte. Bledas Blickfeld verengte sich auf die abgetrennten Köpfe seines Bruders und seiner Schwester. Er hörte etwas, wie aus weiter Ferne, bis er begriff, dass er es war, der schrie, sich wand und gegen Israfils Griff kämpfte, der versuchte, dem Ben-Elim die Augen auszukratzen. Aber Israfil hielt ihn einfach auf Armlänge von sich weg, bis Bledas Kräfte allmählich schwanden. Israfil betrachtete Bleda mit dunklen, emotionslosen Augen, bevor er seinen Blick schließlich auf den blonden Ben-Elim richtete, der ihm die beiden Köpfe vor die Füße geworfen hatte. Obwohl Israfil keine Frage stellte, ja, kein einziges Wort sprach, redete der blonde Ben-Elim, als antworte er auf einen Tadel, während er den Blick senkte.

»Sie wollten sich nicht ergeben«, sagte er und scharrte mit dem Fuß in der Erde. »Und sie haben Remiel getötet.« Er hob den Blick und sah Israfil trotzig und wild an. »Sie haben einen Ben-Elim getötet und mir damit keine Wahl gelassen.«

Israfil erwiderte seinen Blick eine Weile, bevor er schließlich kurz nickte. Mit einer schnellen Handbewegung schleuderte er Bleda hoch in die Luft. Ein Gigant fing ihn auf und setzte ihn vor sich auf den Sattel. Bleda schöpfte neue Kraft, kämpfte und wand sich, während seine Tränen alles vor seinen Augen verschwimmen ließen. Aber der Gigant hielt ihn fest.

Als Israfil dem Giganten ein Zeichen gab, zog der an den Zügeln, schrie einen Befehl, und der riesige Berg aus Pelz und Mus-

keln unter Bleda wandte sich um und schaukelte behäbig von den Ben-Elim und Bledas Mutter weg. Er trug Bleda fort von seiner Familie und seinem Volk, von allem, was er kannte, und riss ihn aus seiner Welt.

Er trug ihn zu seinem neuen Heim.

Nach Drassil.

KAPITEL 2

DREM

Das Jahr 137 des Zeitalters der Kunde, Jägermond

Drem ächzte, als er eine Ladung Erde aus der Grube schleuderte, die er gerade schaufelte. Er ruhte sich einen Moment aus, trank einen Schluck Wasser aus dem Schlauch, blickte hoch und sah den kalten blauen Himmel durch die im Wind schaukelnden Zweige. Vogelgezwitscher drang zu ihm herab. Der Stand der Sonne sagte ihm, dass sie bald untergehen würde. Die Grube war tief, der Rand reichte fast bis zu seinem Scheitel, aber er grub weiter, legte den Wasserschlauch weg und nahm die Spitzhacke, die er im gewohnten Rhythmus schwang. Zehn Schläge mit der Hacke, um den Boden zu lockern, dann schaufelte er die Erde auf und warf sie aus der Grube. Anschließend war wieder die Hacke dran. Seine Schultern und sein Rücken schmerzten, der Schweiß brannte in seinen Augen, aber er ignorierte es, blinzelte den Schweiß weg und hackte weiter unablässig auf den eisenharten Boden ein.

Ein Geräusch drang durch das Rauschen des Flusses hinter der Grube. Schritte. Er ließ die Hacke fallen, nahm seinen Speer und richtete ihn nach oben.

Ein Schatten fiel über ihn.

»Das genügt«, sagte Olin, sein Pa. Er sah unter seiner eisen-grauen Mähne hindurch zu ihm hinab.

»Sie ist noch nicht tief genug«, ächzte Drem, legte den Speer weg und nahm erneut die Hacke.

»Sie ist tief genug für jeden Elch, den ich je gesehen habe«, erwiderte Olin.

Drem hatte Gruben gegraben, seit er zehn Sommer alt gewesen war. *Wie tief?*, hatte er seinen Pa vor all den Jahren gefragt. *Doppelt so tief wie du groß bist*, hatte sein Pa geantwortet. Damals hatte sein Vater mit ihm die Grube gegraben. Er hatte die Erde aufgehackt, und Drem hatte geschaufelt. Jetzt jedoch, elf Jahre später, legte Drem die Gruben hauptsächlich allein an. Sein Vater stellte andere Fallen in ihren Jagdgebieten auf, mit Schlingen und Seilen. Drem musste sich immer wieder daran erinnern, dass er die Gruben jetzt nicht mehr doppelt so tief graben musste, wie er groß war, weil er inzwischen zu einem Mann herangewachsen war und zu einem großen obendrein. Trotzdem bereitete es ihm Unbehagen, einfach aufzuhören. Er machte die Dinge gern so, wie man es ihm beim ersten Mal gezeigt hatte, und er verabscheute Veränderungen. Mit aller Kraft schlug er die Spitzhacke ein letztes Mal in den Boden. Da spürte er, wie sie auf etwas Festes traf, sodass die Erschütterung seinen Arm erzittern ließ.

»Klingt, als hättest du die Wurzel des Berges gefunden«, sagte Olin. »Komm, lass uns etwas essen.«

Drem riss die Spitzhacke heraus, warf sie hoch zu seinem Vater und die Schaufel hinterdrein. Als Letztes hielt er den Speerschaft hoch. Olin ergriff ihn und hielt ihn fest, als Drem sich an dem Schaft aus der Grube zog. Sein Pa ächzte vor Anstrengung, obwohl er sehr muskulös und knorrig wie eine alte Wurzel war.

Drem drehte sich um und begutachtete seine Arbeit.

»Du hast eine gute Stelle ausgesucht.« Olin betrachtete den ausgetretenen Pfad, den die Grube durchschnitt. Der Pfad führte aus dem Vorgebirge, in dem sie sich befanden, zu einer fruchtbaren Ebene. Der Boden am Fluss war dort weich und sumpfig.

Drem lächelte über das Lob seines Vaters.

Zusammen fertigten sie ein Gitter aus Weidenruten an und legten es über die Grube. Dann häuften sie Zweige und Blätter darauf, und darüber etwas Rinde und einige Seerosen.

»Einem Elch schmeckt so etwas besser als heißer Brei mit Honig an einem Wintertag«, sagten sie schließlich, wie immer am Ende. Es war ihr abschließendes Ritual. Dann drehten sie sich um und gingen den steilen Hang hinauf zu ihrem Lager. Der Fluss strömte schäumend unter ihnen dahin.

Die Sonne war nur noch ein feuriger Streifen am Rande der Welt, während Drem einen aufgespießten geviertelten Hasen über der kleinen Feuergrube drehte. Das Fett zischte, wenn es in die Flammen tropfte.

»Riecht gut«, ächzte Olin, nachdem er sich um ihre Packpferde und Felle gekümmert hatte. Er kam ans Feuer und setzte sich, legte Drem ein Rehfell über die Schultern und warf sich dann selbst eines über. Drem spürte jetzt die Kälte, nachdem er aufgehört hatte zu graben. Sie drang ihm bis in die Knochen. Viele zusammengeschnürte Fellrollen stapelten sich hoch um sie herum, denn es war eine sehr lohnende Jagdsaison gewesen. Doch jetzt waren sie fast zu Hause.

Drem schnitt mit seinem Lieblingsmesser ein Stück Fleisch ab. Die breite Klinge war sehr scharf und länger, als bei einem Jagdmesser üblich.

In diesem Teil der Verfeinten Lande nennen sie eine solche Klinge einen Scramasax, hatte sein Vater ihm erzählt, als sie sie gemeinsam geschmiedet hatten.

Drem kümmerte es nicht, wie man sie nannte. Er wusste nur, dass er diese Klinge liebte, dass sie sich anfühlte wie ein Teil von ihm, wie sein ständiger Begleiter. Der Horngriff war mittlerweile so abgegriffen, dass er perfekt in Drem's Faust passte. Sie teilten

sich die Mahlzeit und aßen in behaglichem Schweigen. Sie waren bereits weit durch das Vorgebirge marschiert, das sich bis zu einer schneebedeckten Gebirgskette hinter ihnen hinaufzog. Aber Drem's Blick ging in die andere Richtung, über die Landschaft, die sich unter ihnen ausbreitete. Ein großer See beherrschte die Aussicht. Sein Wasser schimmerte dunkel in der untergehenden Sonne, und die Bäume und Wiesen an seinem Ufer waren in Rot und Gold getaucht, jetzt, wo der Herbst allmählich in den Winter überging. Zwischen Drem und dem See flammten die ersten Lichter einer großen Siedlung auf, die aus dieser Entfernung so winzig wie Glühwürmchen wirkten. Die Stadt war von einem soliden Palisadenwall umringt, der von vielen Fackeln gekrönt wurde. Es war Kergard, die nördlichste Stadt der Einöde. Sie war von zähen Menschen erbaut worden, die in einer rauen Umgebung lebten. Drem gefiel der Blick auf Stadt und See; es war schön anzusehen, wie sich die Farben vermischten, wie die Lichter weich und warm wie Kerzen schimmerten. Andere Lichter flammten jenseits des Palisadenwalls auf, von Gehöften, die über das ganze Land verteilt waren. Drem suchte ihren eigenen Hof, etwas weiter nördlich, am Rande des Waldgebietes, obwohl er wusste, dass dort keine Feuer entzündet würden, keine Fackeln wachten oder Kerzen Fenster erleuchteten.

Unser Heim, wenn ich überhaupt irgendetwas so nennen kann. Ich bin den größten Teil meines Lebens von einem Ort zum anderen gezogen. Aber dies ist jetzt unser fünfter Winter am selben Platz. Ich kann mich nicht erinnern, irgendwo länger geblieben zu sein, seit Mutter ...

Er freute sich darauf, nach Hause zurückzukehren, nachdem sie ein halbes Jahr lang in den Knochenhöhlen gejagt und Fallen gestellt hatten. Er mochte das Leben in der Wildnis mit seinem Vater, er liebte es sogar. Aber sein Pa hatte recht: Der Wintereinbruch stand kurz bevor, und das war nicht die richtige Zeit, um auf Wurzeln und Felsen zu schlafen.

Als er die abwechslungsreiche Landschaft betrachtete, sah er weiter im Norden eine neue Gruppe von Lichtern, östlich von ihrem Heim, dicht am nördlichen Ufer des Sees.

»Das war noch nicht da, als wir weggegangen sind«, sagte er zu seinem Vater und zeigte darauf.

»Nein.« Olin runzelte die Stirn. »Sieht aus, als wäre Kergard gewachsen. Ich hoffe, sie wissen, was es heißt, so weit im Norden zu überwintern. Das Land wird nicht mehr lange so grün sein wie jetzt.« Sein Vater blickte von dem Panorama vor ihnen über die Schulter auf die schneebedeckten Berge und den sich verdunkelnden Himmel. Dann sah er, wie sein Atem Wolken bildete. »Der Winter folgt uns dicht auf den Fersen.«

»Stimmt.« Drem zog das Rehfell enger um seine Schultern. »Sonderbar, dass man dieses Land die Ödnis nennt«, murmelte er. Denn er hatte Mühe, sich die Landschaft vor sich als eine unbewohnte Einöde aus Felsen und Asche vorzustellen.

Sein Vater brummte zustimmend und leckte sich das Fett von den Fingern.

»Und dieser See war einmal ein Krater?«

»Ja, so war es«, erwiderte Olin. »Der Sternenstein-Krater ist entstanden, als ein Felsen vom Himmel gefallen ist. Dieser Felsen hat eine Menge Ärger gemacht.«

Drem wusste davon. Er hatte den Wissenshütern zugehört, als sie erzählten, wie der Sternenstein auf die Erde gestürzt war. Allerdings konnte er sich so etwas kaum vorstellen. Und dann erst die alten Sagen von den Sieben Kostbarkeiten, die aus dem Sternenstein geschmiedet worden waren, und dass der Erste Krieg wegen dieser Kostbarkeiten geführt worden war, ein Krieg, bei dem das Blut von Menschen und Giganten in Strömen vergossen wurde. Es hatte eines Gottes bedurft, um ihnen Einhalt zu gebieten. Elyon der Schöpfer hatte seine Ben-Elm-Legionen ausgesandt und zur Strafe Tod und Vernichtung auf die Welt und ihre

Bewohner herabregnen lassen. Elyon hatte erst aufgehört, als ihm bewusst geworden war, dass man ihn getäuscht hatte, dass er von seinem großen Feind Asroth, dem Dämonenlord der Gefallenen, hereingelegt worden war. Elyon war daraufhin fortgegangen, hatte die Welt des Fleisches verlassen und sowohl seine Ben-Elim als auch Asroth und dessen Kadoshim-Horden in die Welt der Geister verbannt, in die Anderwelt. Dort waren sie zweitausend Jahre gefangen gewesen, während Menschen und Giganten ihre zerstörte Welt langsam wiederaufgebaut hatten.

Bis vor etwas mehr als hundert Jahren die Kadoshim einen magischen Weg gefunden hatten, um ihre Fesseln in der Anderwelt zu sprengen. Sie kehrten blass-erfüllt in die Verfeinten Lande zurück und metzelten gnadenlos viele Menschen nieder. Aber die Ben-Elim setzten ihnen nach, und ihr ewiger Krieg folgte ihnen in die Welt des Fleisches.

»Seit der Ankunft der Ben-Elim hat sich viel verändert«, sagte Drem.

»So ist es«, brummte Olin. »Und nicht unbedingt zum Guten.«

Drems Vater war nicht gerade ein Anhänger der Ben-Elim. Es kam sehr selten vor, dass er von ihnen sprach, trotz Drems wiederholten Versuchen, ihn in ein Gespräch darüber zu verwickeln.

»Aber die Ödnis in eine solche Landschaft zu verwandeln ist etwas Gutes.« Drem deutete mit der Hand auf den Anblick vor ihnen.

»Ja, das ist tatsächlich gut«, stimmte sein Vater ihm zu. »Aber das haben nicht die Ben-Elim bewirkt. Sondern *sie* haben es geschaffen.« Er deutete auf die Siedlung neben dem See. »Und andere Menschen wie sie. Menschen wie wir.«

»Wir sind Fallensteller und Jäger.«

»Nun ja, ich meine Menschen, die nach Norden zogen und sich hier niederließen, die Felder anlegten, die Erde wässerten, Getreide und Gemüse pflanzten und für deren Gedeihen sorgten. Die Ödnis ist zu dem hier geworden, weil Generationen von

Menschen wie wir sie zu einem besseren Ort gemacht haben. Auch wenn ich davon ausgehe, dass die Ben-Elim der eigentliche Grund hinter all dem sind, hat ihr sogenannter Schutz im Süden die meisten Leute hierhergetrieben.«

Drem dachte eine Weile darüber nach. Sterne erwachten blinkend am rabenschwarzen Himmel zum Leben, als die Dunkelheit sich allmählich über die Welt um sie herum legte.

»Sie werden auch hierherkommen, stimmt's?«, fragte Drem, ohne seinen Vater anzusehen. »Ich meine die Ben-Elim. Früher oder später, so wie sie überall nach den Kadoshim auf die Jagd gegangen sind.«

Das letzte Wort stieß er schnell hervor, weil er wusste, dass sein Vater nicht einmal wollte, dass er es aussprach.

Kadoshim. Die fürchterlichen Dämonen von Asroth, die ihren Fesseln in der Anderwelt entflohen und in Drem's Welt gekommen waren, um dort Kreaturen aus Fleisch und Blut zu werden. Monster, die beabsichtigten, alles Leben in den Verfemten Landen zu vernichten. Sein Pa hasste allein schon den Klang ihres Namens.

Weil sie meine Mutter getötet haben.

Er wollte seinen Vater nicht aufregen, hörte, dass er bereits heftiger atmete, spürte, wie er sich anspannte, schon nach diesen wenigen Worten. Aber wenn er ihn dazu bringen konnte, über die Kadoshim zu sprechen, dann war er vielleicht auch endlich dazu zu bewegen, über Drem's Mam zu reden ...

»Mhmm«, knurrte Olin und spuckte auf den Boden. »Die Ben-Elim werden eines Tages auch hierherkommen. Aber hoffentlich eher später als früher. Sie sollen ruhig noch weitere hundert Jahre in Drassil bleiben. Und bis dahin ist jeder Tag ohne sie ein besserer Tag. Ich habe viele Jahre nach einem Ort gesucht, wo wir in Freiheit leben können.« Er holte tief Luft und schien noch etwas sagen zu wollen, verfiel dann jedoch in Schweigen.

Drem atmete tief die nach Kiefern und Winter duftende Luft ein.

»Warst du schon einmal in Drassil?« Er versuchte eine neue Taktik.

Olin warf ihm einen kurzen Seitenblick zu.

»Allerdings, wie du sehr genau weißt.«

Drem wollte eine weitere Frage stellen und öffnete den Mund.

»Genug jetzt!«, fuhr sein Vater ihn an und stand rasch auf. »Morgen in aller Frühe erwartet uns ein langer Tag. Ich gehe schlafen.« Er stampfte mit den Füßen auf, blieb einen Moment zögernd stehen und blickte auf Drem hinab. Dann ging er weg und legte sich dicht neben das Feuer. Drem hörte das Rascheln von Fellen und das Ploppen eines Korkens, als ein Metschlauch geöffnet wurde.

Drem blieb sitzen und blickte in die Dunkelheit, während er den Geräuschen der Nacht lauschte.

Drem erwachte durch ein lautes Krachen. Er sprang hastig auf, so dass die vom Morgentau nassen Felle von seinem Körper rutschten. Er sah zu seinem Vater, der bereits aufrecht stand, in einer Hand eine Faustaxt und in der anderen ein Messer. Die Ruhe des frühen Morgens wurde von einem Brüllen zerrissen, das durch das ganze Vorgebirge hallte und die Vögel von ihren Zweigen aufscheuchte.

»Die Grube«, sagte Olin und rannte los. Drem bückte sich und nahm seinen Speer vom Boden auf, bevor er auf langen Beinen seinem Pa hinterhereilte, der bereits zwischen den Kiefern am Hang verschwand.

Der Pfad hielt sich dicht am Fluss, dessen eisiges Wasser, das frisch aus den Bergen kam, schäumte und sprudelte. Drem erreichte seinen Vater, als der Boden eben wurde, und sah dann, wie er zwanzig Meter vor ihm wie angewurzelt stehen blieb.

Er holte ihn schwer atmend ein und sah ungläubig in die Elchgrube, bei deren Anblick Olin so abrupt zum Stehen gekommen war.

Die Elchgrube war ein Durcheinander aus Gliedern und Fell. Ein riesiger Elchbulle mit einem gewaltigen Geweih und mächtigen Schultern bemühte sich verzweifelt, wieder aus der Grube herauszukommen. Er brüllte vor Entsetzen und Qualen wie verrückt, und sein heißer Atem bildete in der Luft gewaltige Wolken.

Denn es war noch etwas mit ihm in der Grube, oder zumindest ein Teil davon. Denn der Leib der Bestie war zu groß, als dass er vollständig in die Grube gepasst hätte.

Hinter dem wild kämpfenden Elch sah Drem einen Fetzen weißes Fell, lange Krallen und ein weit aufgerissenes, mit Zähnen gespicktes Maul, das sich in den muskulösen Hals des Elchbullen verbissen hatte.

Ein Bär. Ein riesiger Bär. Was macht er hier, so weit südlich der Knochenhöhen?

Sichelscharfe Krallen zogen blutige Furchen über die Brust des Elchs. Dann schüttelte der Bär einmal heftig seinen Schädel, und Drem hörte, wie Knochen brachen. Der Elch sackte zusammen und rutschte langsam in die Grube zurück.

Obwohl er von dem Schock wie benebelt war, wurde Drem klar, dass er noch nie zuvor einen weißen Bären gesehen hatte. Sein Vater stand ebenso erstarrt neben ihm, voller Ehrfurcht vor dieser ungezähmten Kraft.

»Was sollen wir machen?«, flüsterte Drem.

Der Bär hob den Schädel aus der Grube, die Kiefer mit Blut und Fleischbrocken verschmiert, das weiße Fell mit roten Flecken übersät, und sah sie direkt an.

»Laufen, und zwar so schnell du kannst!«, rief sein Vater und stieß Drem zurück auf den Pfad. Im Nu rannten sie den Weg entlang, verfolgt von den Geräuschen, mit denen sich der Bär von

dem Elch und aus der Grube befreite. Dann donnerte er hinter ihnen her, und Drem spürte, wie die Erde unter ihnen bebte.

Sie rannten zwischen den Kiefern hindurch, über den weichen, von Zweigen, Ästen und Kiefernadeln bedeckten Waldboden. Drem's Herz schien aus seiner Brust springen zu wollen, als es hinter ihnen ohrenbetäubend krachte: Der Bär war gegen einen Baum geprallt, dessen Holz laut zersplitterte. Dann durchzuckte Drem ein stechender Schmerz, als er mit dem Fuß in ein Loch geriet. Er flog durch die Luft und landete krachend auf dem Boden. Schnell versuchte er aufzustehen, doch der scharfe Schmerz zuckte durch seinen Knöchel bis in sein Bein, und er fiel wieder zu Boden.

Er rollte sich auf den Rücken und sah, wie der Bär auf ihn zustürmte. Ein Berg aus Fell und Muskeln, der alles andere zu verdecken schien. Kleine Augen glühten in seinem riesigen Schädel. Furcht durchströmte Drem, eine eiskalte, betäubende Furcht, die ihm bis ins Mark drang. Er sollte etwas tun, sich bewegen, weglaufen, humpeln, egal, irgendetwas, während der Tod sich ihm rasend schnell näherte. Aber er konnte nichts tun, sondern starrte ihm einfach nur fassungslos entgegen.

Dann stand sein Vater vor ihm, Axt und Messer in den Fäusten.

»Lauf, Pa!«, keuchte Drem.

Olin holte mit dem Arm aus und schleuderte seine Faustaxt mit aller Kraft. Die Axt wirbelte durch die Luft und bohrte sich in die Schulter des Bären. Der brüllte wütend auf, stürmte aber weiter voran. Drem fiel seine eigene Faustaxt an seinem Gürtel ein, und er versuchte, sie aus der Schlinge zu ziehen, als sein Vater seinen Speer packte und ihn auf die Kreatur schleuderte. Olin wartete nicht ab, ob er getroffen hatte, sondern warf sich über Drem und schützte ihn mit seinem Körper.

Die Welt wurde dunkel; das Brüllen des Bären klang wie ein Donnergrollen, doch nun mischte sich Schmerz in die zornigen Laute. Er roch den Schweiß seines Vaters und spürte das Beben des

Bodens, als die Bestie sich ihnen näherte. Dann zerrte sein Vater ihn zur Seite, rollte sich mit ihm weg, und der Bär war so dicht bei ihnen, dass Drem ihn riechen konnte und den Luftzug spürte, als er an ihnen vorbeiraste. Er schlug mit seiner Faustaxt nach einer Tatze, die größer war als sein Kopf und sich kaum eine Handbreit von seinem Gesicht entfernt in den Boden grub. Er schmeckte Blut auf seinen Lippen. Sichelgroße Krallen furchten den Boden auf und schleuderten Erde durch die Luft, als der Bär von seinem eigenen Schwung vorwärts und an ihnen vorbeigetragen wurde.

»Hoch mit dir!«, knurrte Olin und riss Drem hoch.

Ein schmerzhafter Stich durchzuckte seinen Knöchel, sodass er fast gestürzt wäre. Sein Vater packte seinen Arm und schlang ihn sich über die Schulter. Knapp zwanzig Schritte von ihnen entfernt war der Bär zum Stehen gekommen und drehte sich nun um. Drem's Speer ragte aus seiner Brust. Mit seiner gewaltigen Tatze schlug er den Speer heraus, sodass Blut aus der Wunde drang und der Schaft zersplitterte. Dann donnerte die Bestie wieder auf sie zu.

Unvermittelt wurde Drem wie ein Sack Getreide auf den Rücken seines Vaters gehievt, der mit ihm weg vom Pfad flüchtete. Drem sah, wie der Bär ihnen folgte, sich durch die Bäume kämpfte und immer näher kam.

Furcht umhüllte Drem wie ein Nebel und raubte ihm den Atem. Aber ein Gedanke trat klar und deutlich hervor: Sein Vater würde bei dem Versuch, ihn zu retten, sterben. Eine Welle der Liebe vertrieb die Furcht vor dem bevorstehenden Tod, doch dann durchströmte ihn eine neue Angst, die Angst, dass sein Pa sterben würde.

»Lass mich liegen, Pa, rette dich selbst!«, keuchte Drem. Die einzige Antwort war Olins angestrengtes Ächzen. Im nächsten Moment sah Drem, wohin sein Vater rannte.

Zum Fluss.

Olin sprang, und der Bär schlug mit seinen Krallen nach ihnen.

Sein Vater schrie auf, Blut spritzte durch die Luft, und dann tauchten sie in das eiskalte Wasser ein. Drem rang in dem weißen Schaum nach Luft, ging unter, wusste nicht, wo oben und unten war, schlug mit den Händen um sich, trat mit den Beinen aus. Seine Lunge brannte. Dann tauchte er auf und holte tief Luft; er hustete, als die Strömung ihn packte und herumwirbelte, ihn gegen einen Felsen schleuderte. Er stieß sich ab, sah seinen Pa, der vor ihm im Wasser trieb, durch die eisige Gischt gerissen wurde und verschwand, als der Fluss plötzlich eine Biegung machte. Hastig schwamm er hinter ihm her, und wieder packte ihn die Strömung, trug ihn rasend schnell in dieselbe Richtung. Er blickte sich um und sah den weißen Bären, der sich weit über das Flussufer beugte und seine Wut herausbrüllte.

KAPITEL 3

RIV

Rivs Speer traf sein Ziel mit einem befriedigenden, dumpfen Geräusch und durchbohrte das Herz der Strohuppe. Sie stieß ein wildes Knurren aus, als diese wackelte und dann hintenüberfiel. Ihr Blick zuckte zu den Leuten, die um das Waffenfeld herumstanden und sie und etwa zwanzig andere bei ihren Kriegerprüfungen beobachteten. Schließlich entdeckte sie ihre Mutter und ihre Schwester Aphra, die in ihrer besten Rüstung wie eine geborene Kriegerin aussah. Weiße Schwingen waren auf das schwarze Leder ihres Brustharnischs geprägt, der in der kalten Wintersonne glänzte. Ihre Blicke begegneten sich, und in den Augen von Aphra glänzte Stolz. Ein warmes Gefühl der Freude durchströmte Riv.

»Schildwall!« Die dröhnende Stimme hallte von den Steinmauern Drassils zurück. Riv konzentrierte sich erneut, rannte zu ihren Gefährten und zog im Laufen den Schild vom Rücken, während sie mit der anderen Hand nach dem hölzernen Kurzschwert an ihrer Hüfte griff. Sie war eine der Ersten in der Linie; ihre Kameraden nahmen um sie herum Aufstellung, hoben die Schilde und pflanzten die Füße fest in den Boden. Vald stellte sich neben sie. Sein dunkles Haar hob sich von ihrem blonden Haar ab. Er war muskulös, verschwitzt, einen halben Kopf größer als Riv und fast ebenso breit wie hoch.

»Wir haben es fast geschafft!«, stöhnte Vald. »Nicht mehr lange, dann gehen wir los und absolvieren unsere Lange Nacht.«

»Wenn der alte Einauge nicht vorher deine Knochen zu Kien-spänen verarbeitet«, antwortete Riv und grinste, als Valds Lächeln in Stirnrunzeln umschlug.

Ein Hornsignal ertönte, und entlang der ganzen Reihe prallten Holz und Eisen aufeinander, als die großen rechteckigen Schilde überlappend zusammengeschoben wurden. Riv und ihre Gefährten drängten sich dicht aneinander, wie man es ihnen zahllose Male eingetrichtert hatte. Riv spähte über den eisernen Rand und sah, wie Balur Einauge aus der Menge trat. Der Schlachtenruhm des Hauptmanns der Gigantenlegion der Ben-Elim war noch größer als seine hünenhafte Gestalt. Er war anderthalb Mann groß, hatte sein weißes Haar zu einem dicken Kriegerzopf geflochten und seinen Schnurrbart mit Leder durchwirkt. Seine muskulösen Arme waren nahezu vollständig mit Tätowierungen von Dornenranken bedeckt. In Leder und Felle gehüllt marschierte er auf sie zu, einen langstieligen Streithammer in seinen riesigen Fäusten. Ihm folgten weitere grimmige Giganten, die ebenfalls auf Rivs Schildwall zumarschierten. Furcht regte sich in ihrem Bauch, als sie den alten Einauge sah. Und gleichzeitig musste sie ein Lachen unterdrücken, während wilde Freude in ihr aufloderte.

So lange habe ich schon davon geträumt. Seit ich geboren wurde, glaube ich. Sechzehn Sommer lang habe ich mir gewünscht, eine Kriegerin der Weißschwingen zu sein, und jetzt ist es so nah, dass ich es schon spüren kann.

»Bereit machen!«, schrie sie. Die Gefühle übermannten sie fast und ließen ihre Stimme zittern. Sie zog den Kopf ein und presste ihre Schulter fest gegen ihren Schild.

Vald stieß ein unverständliches Grunzen aus, als die zweite Reihe ihre Schilde über die Köpfe der ersten Reihe hob, und dann war Balur auch schon da. Die Luft zischte, als er seinen Streit-

hammer schwang und ihn auf die Schilde herabsausen ließ. Das Holz krachte wie ein Donnerschlag. Riv fühlte die Wucht des Schlages, die sich durch den ganzen Schildwall fortpflanzte, ein Vibrieren, das durch Holz und Eisen, Fleisch und Knochen ging. Doch soweit sie erkennen konnte, war niemand gestürzt, und der Schildwall hielt. Dann gab es einen weiteren Schlag etwas weiter entfernt, als einer von Balurs Gefährten sich in den Kampf stürzte, und noch einen, weit näher, ein Hieb, der ihren Schildarm betäubte und sie nach hinten drückte. Ihre Füße zogen Furchen in die Erde, als sie sich bemühte, auf den Beinen zu bleiben. Riv blinzelte sich den Schweiß aus den Augen. Sie spürte immer noch die Vibration des letzten Schlags in den Knochen und sah, dass ein Riss durch die Mitte ihres Schildes lief.

Los doch, gib den Befehl!, dachte Riv, während sie mit der rechten Hand den Griff ihres Holzschwertes gepackt hielt. Aber sie wusste, dass sie durch diese Kriegerprüfung fallen würde, wenn sie es zu früh zog.

Sie fluchte gepresst und knirschte mit den Zähnen.

Weitere Schläge regneten auf sie herab, und ihre Gefährten stöhnten und keuchten, während sie versuchten, diesem Sturm zu trotzen und sich fest gegen den Boden stemmten. Obwohl sie es so oft geübt hatten und obwohl sie wussten, dass es kein echter Kampf war, spürten sie alle den Anflug von Angst, denn sie merkten, dass Balur und seine Giganten heute anders auf den Schildwall einhämmerten. Diese Wildheit hatte Riv nie zuvor bei ihnen bemerkt. Ein Schild rechts über ihr zerbrach in Stücke, und im nächsten Moment ertönte ein scharfer Schrei.

Ein Hornsignal schmetterte, zwei kurze Stöße, und mit einem Herzschlag hatte Riv ihr hölzernes Schwert gezogen und rammte es immer wieder durch die schmale Spalte über und unter ihrem Schild. Sie spürte Widerstand, hörte ein Ächzen und lächelte. Sie versuchte, an ihrem Schild vorbeizublicken, um herauszufinden,

ob sie Balur getroffen hatte, sah aber nur Felle und die Brünne, die Ringe eines Kettenhemdes.

Hinter ihr ertönte eine andere Kombination von Hornsignalen, die dem Schildwall befahl, sich zum Vormarsch fertig zu machen. Dann kam eine längere Note, und Riv tat einen mühsamen Schritt nach vorn, während sie gegen den Druck ankämpfte, der auf ihrem Schild lastete. Vald hielt mit ihr Schritt. Der Rest des Schildwalls drang ebenfalls vor, und Lücken taten sich zwischen den Schilden auf, weil das Tempo der einzelnen Krieger unterschiedlich war. Aber sie schlossen sie ebenso rasch wieder.

Wieder ertönte ein Hornsignal. Diesmal war es ein Befehl zu einem Manöver, das Riv insgeheim als Todesmarsch bezeichnete. Es bedeutete, dass der Feind kurz vor dem Durchbruch stand. Der Vormarsch des Walls sollte den verbleibenden Kampfeswillen der Gegner untergraben. Riv stach mit ihrem Holzschild weiterhin über und unter ihren Schild, während der Schweiß in ihren Augen brannte und von ihrem Kinn tropfte. Vald blieb dabei die ganze Zeit neben ihr.

Dann wurde ein Befehl auf der anderen Seite von Rivs Schild gerufen, und im nächsten Moment hörten die Schläge auf den Schildwall auf. Es folgte ein weiteres Signal, lang anhaltend, und der Schildwall kam stockend zum Stehen. Riv senkte ihren bebenenden Schild, und ihre Gefährten um sie herum folgten ihrem Beispiel. Sie alle waren schweißüberströmt und von Balurs Angriff übel zugerichtet. Einauge und seine Gefährten grinsten sie an, während die Haut um die leere Augenhöhle des Giganten sich vor Vergnügen in Falten legte.

»Wohlan, sie haben diesem Sturm aus Eisen getrotzt!«, schrie Balur laut in den aufbrandenden Jubel, der die Zuschauer rund um das Feld erfasste. Dann nickte der Gigant Riv und den anderen um sie herum zu.

Alle, bis auf Jost, dachte Riv, als sie zusah, wie einer ihrer Trai-

ningsgefährten stolpernd vom Feld geführt wurde. Ein Arm hing schlaff und gebrochen herunter.

Aber Riv hatte kaum Zeit, sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, mit den Fingern durch ihr kurz geschorenes Haar zu fahren und erleichtert das Gefühl, dass sie noch auf den Beinen stand, zu genießen, als auch schon das Rauschen von Flügeln ertönte. Etliche Ben-Elim erhoben sich hinter der Menge und flogen auf das Feld. Sie landeten elegant zwischen Balur und Riv. Israfil, der Lordprotektor, war der Erste von ihnen. Er trug einen schimmernenden Kettenpanzer, sein Haar war rabenschwarz, und seine Augen glühten wie Kohlenstücke. Er schritt direkt auf Riv zu, ein hölzernes Übungsschwert in der Hand. Seine Gefährten verteilten sich neben ihm, um Rivs Kameraden in dieser letzten Prüfung herauszufordern.

Israfil hob sein Schwert, senkte kurz den Kopf, und dann griff er sie auch schon an. Seine Waffe schwang von oben auf sie herunter. Riv hob den Schild, schlug Israfils hölzerne Klinge zur Seite und konterte instinktiv mit einem Schlag nach seinem Hals. Er wirbelte herum und kämpfte wie ein Mensch, ohne den Vorteil seiner Schwingen zu nutzen. Dann griff er sie mit einer Kombination der Techniken an, die man sie gelehrt hatte, und die sie besser kannte als jeden Freund.

Im Nu schwitzte sie am ganzen Körper. Ihre Handgelenke, Ellbogen und Schultern schmerzten bis auf die Knochen, weil die Wucht von Israfils Schlägen sie durcheinanderschüttelte, obwohl er stets perfekte Balance hielt und Haltung bewahrte.

Er schlägt härter zu als Vald und schneller als jeder andere, mit dem ich je gekämpft habe.

Dann trat Israfil zurück, gab ihr etwas mehr Raum und gewährte ihr einen Moment Atempause. Seine hinter dem Rücken gefalteten weißen Schwingen zuckten, als er vor ihr auf und ab marschierte und sie mit seinen glühenden Augen betrachtete. Er hatte den

Kopf wie ein Raubvogel zur Seite geneigt. Mit einer kurzen Geste befahl er ihr, den Schild fallen zu lassen. Noch bevor der Schild auf dem Boden landete, griff er sie erneut an. Seine Klinge schien aus allen Richtungen gleichzeitig zu kommen, während sie sich vor ihm zurückzog. Selbst ihre Schnelligkeit, für die sie unter all jenen, die auf dem Waffenfeld kämpften, berüchtigt war, bewahrte sie nur knapp vor einem eingeschlagenen Schädel und gebrochenen Rippen. Und dann, ohne Vorwarnung, schlug er kraftvoll mit den Flügeln, erhob sich in die Luft, flog über sie hinweg und landete hinter ihr. Riv wirbelte verzweifelt herum, um seine Schläge abzuwehren, und zischte, als sein Schwert ihre Schulter streifte.

Wie könnte man besser überprüfen, ob wir bereit sind, Kadoshim zu jagen? Die Ben-Elim sind immerhin unseren Feinden am ähnlichsten.

Riv duckte sich unter einem Schlag weg, der ihr ansonsten den Kopf von den Schultern getrennt hätte, rollte sich fort, sprang auf die Füße und stürzte sich auf Israfil, der ihr folgte und von ihrem Angriff überrascht wurde, jedenfalls dem kurzen Zucken seiner Lippen nach zu urteilen. Rivs Schwert durchbrach seine Verteidigung und traf seinen Schenkel.

Wäre das kalter Stahl gewesen, würdest du jetzt wie ein aufgespießtes Schwein bluten!, dachte sie und grinste.

»Du strengst dich zu sehr an«, merkte Israfil beiläufig an, als er näher trat und nach ihrem Kopf schlug. Sie lenkte den Schlag ab. Dann schlug er nach ihrer Kehle, und auch diesen Schlag parierte sie. Er stach nach ihrem Gesicht, und Riv schwankte. Von seinen Worten, nicht von seiner Klinge, aus der Balance geworfen, trat sie einen Schritt zurück.

Ich habe mein ganzes Leben lang versucht, so gut zu sein, wie ich nur kann, mich der weißen Schwingen als würdig zu erweisen, für die Ben-Elim zu kämpfen. Was ist daran falsch?

»Du kämpfst, um dich vor anderen zu beweisen«, fuhr Israfil fort. Er sprach leise und nachdrücklich, sodass nur sie seine Worte

hören konnte. »Du wirst von Stolz getrieben, und du glaubst, dass er dich stark macht.« Die Worte trafen sie ebenso wie der Wirbel von Schwerthieben, der ihnen folgte. Riv taumelte zurück, und ihre Paraden und Blocks wurden immer wilder. Ihre Gegenangriffe trafen nur leere Luft. »Aber da liegst du falsch«, fuhr Israfil unbarmherzig fort. »Dein Stolz ist deine Schwäche.«

Ein Schmerz brannte in ihrer Brust, während seine Worte die Welt um sie herum zu verdunkeln schienen. Ihr Blick war ausschließlich auf Israfil gerichtet.

»Dieser Stolz macht dich zerbrechlich«, sagte er und verzog angewidert und enttäuscht die Lippen.

Riv schwindelte und sie wirbelte herum, um sich einen Moment zu erholen. Sie keuchte, als hätte er ihr gerade einen Schlag in den Magen versetzt.

Zerbrechlich? Nein. Ich bin stark, ich habe jeden Tag, mein ganzes Leben lang, für diesen Moment trainiert.

Israfil's Holzklinge durchbrach ihre Verteidigung, aber sie wirbelte schnell zur Seite, sodass der Rand des Schwertes nur das Leder ihres Wamses streifte.

»Liegt es daran, dass du keinen Vater hast?« Israfil tänzelte um sie herum. »Hast du deshalb das Gefühl, du musst dich mit aller Macht beweisen?«

»Was?« Riv sprach zum ersten Mal und spürte, wie ihr Schock und ihr Schmerz sich in etwas anderes verwandelten, etwas rot Gerändertes. »Nein!«, zischte sie. »Meine Schwester ist eine große Weißschwinge, so wie meine Mutter es vor ihr war. Ich habe genügend Vorbilder ...« Mehr Schläge, die ihr die Luft und die Worte raubten. Israfil's Holzschwert traf ihre Schulter, ihre Rippen. Dann schlug er mit den Flügeln, und sie taumelte zurück, sank auf ein Knie, während der Schmerz in ihrer Seite die Wut entfachte, die in ihren Eingeweiden glühte. Es war die Empörung darüber, dass jemand, den sie noch bis vor wenigen Herzsschlägen

aufs Höchste respektiert hatte, ihr so großes Unrecht antun konnte.

Mein Vater? Er ist schon lange tot.

Sie sah zu Israfil hoch, der mit undurchdringlicher Miene und seltsam verzogenen Lippen über ihr schwebte.

»Du bist *schwach*«, stellte er fest.

Glühender Zorn durchströmte sie, und Riv griff Israfil an. Sie packte seinen Gürtel, zog sich hoch, sah, dass sich sein Mund bewegte, aber hörte seine gebrüllten Worte nur wie aus weiter Ferne, weil etwas in ihrem Kopf rauschte, wie ein Sturm, der die Bäume von Drassil ins Wanken brachte. Dann hämmerte sie ihre Faust in Israfils Gesicht, einmal, zweimal, und Blut spritzte aus seiner Nase. Er schlug mit den Flügeln und hob sie beide höher. Ein Teil von ihr war völlig entsetzt über das, was sie da tat, aber dieser Teil war klein und machtlos, nur ein Beobachter der Ereignisse, der zusah, wie sie unablässig auf den Ben-Elim einschlug. Selbst in dem Moment konnte sie nur seine Worte hören – *du bist schwach, du bist zerbrechlich*. Dann erfüllte dieser rote Nebel ihren ganzen Kopf und ihr Blickfeld, bis sie nichts mehr sah und hörte außer ihrem eigenen wortlosen Schrei.

Riv blinzelte, als sie erwachte, und setzte sich ruckartig auf. Sie spürte einen Druck auf der Brust und sah, wie ihre Mam auf sie herabblickte. Um ihre Augen zeigten sich Sorgenfalten.

»Ganz ruhig, Riv«, sagte ihre Mutter. »Ruh dich eine Weile aus.«

Als wenn ich mich schon jemals an diesen Rat gehalten hätte! Riv schob die Hand ihrer Mutter mit einem Schnauben zur Seite. Als sie sich aufrichtete, sah sie, dass sie immer noch auf dem Waffenfeld war. Ihre Mutter kniete neben ihr, während sich um Vald und die anderen, die die Kriegerprüfung bestanden hatten, eine Gruppe Zuschauer im Halbkreis scharte. Die Prüflinge standen in einer Reihe,

und ihre Gesichter glühten vor Erschöpfung und Stolz, während Israfil vor ihnen auftrug und sie für ihre Kühnheit auszeichnete.

Du bist schwach.

Sie legte eine Hand an den Kopf und presste ihre Augenlider zusammen, während ihre Erinnerungen ihr einzelne Momente ins Bewusstsein riefen. Wie sie Israfil angesprungen hatte, das Blut an seiner Nase, wie sie sich in den Himmel emporgehoben hatten.

»Was ... was ist passiert?« Der Schmerz im Rücken zwischen ihren Schulterblättern dehnte sich aus und pulsierte in ihrem Kopf. Sie drehte sich herum und lockerte ihre Schultern.

»Du hast Israfil angegriffen«, flüsterte ihre Mutter.

Die Stimmen ihrer Gefährten und Freunde erhoben sich, als sie die ersten Zeilen des Schwurs rezitierten.

»Ich bin der Verteidiger der Getreuen«, begannen sie, und ihre Stimmen hallten laut über das Feld.

Ich sollte dort sein, bei ihnen, dachte sie. Sie sollten jetzt meine Schwertgefährten sein. Doch sie haben ihre Kriegerprüfung bestanden, und ich bin durchgefallen.

»Ich bin das scharfe Schwert, das die Gefallenen töten wird!«

Sie sah ihre Mam an, die sie mit einem traurigen, enttäuschten Blick betrachtete.

Riv stieß einen erstickten Laut aus, schob sich an ihrer Mam vorbei und lief los. Sie sah, wie einige Köpfe in der versammelten Menge sich zu ihr umdrehten und sie anstarrten. Der Blick ihrer Schwester Aphra verriet jetzt alles andere als Stolz.

Im nächsten Moment stieß sie mit jemandem zusammen, und sie stürzten beide zu Boden. Mit einem Knurren richtete sie sich auf ein Knie auf und sah, wie die andere Person geschickt wieder auf die Füße sprang. Der Junge starrte sie an. Er war schlank und hatte scharf gezeichnete Gesichtszüge, unergründliche mandelförmige Augen und dunkle, wettergegerbte Haut. Sie hatte fast

dieselbe Farbe wie der Erlenholzgriff des Kurzschwertes ihrer Schwester. Sie kannte ihn, oder jedenfalls seinen Namen. Es war Bleda, der Prinz der Sirak, ein Mündel der Ben-Elim. Riv erinnerte sich an den Tag, an dem ihn die Ben-Elim mitgenommen hatten, vor all den Jahren, als sie die Gehilfin ihrer Schwester gewesen war, ihre Schildträgerin, Waffenreinigerin, Wassergeberin, und alle möglichen Aufgaben für sie erledigt hatte. Sie hatte es geliebt, nur nicht in diesem einen Moment vor so langer Zeit. Die Szene kam ihr wieder in den Sinn, sie sah das stolze Gesicht des Jungen, sah, wie ihm der geschwungene Bogen aus der Hand fiel, sah seine entsetzte Miene, als die Köpfe seiner Geschwister vor ihm im Dreck landeten. Sie sah die Tränen, die über sein Gesicht liefen, als der Gigant Alcyon ihn wegbrachte.

Jetzt blickte Bleda sie an, sah zu ihr herab, während sein Gesicht ebenso ausdruckslos wie das der Ben-Elim war. Seine Augen leuchteten dunkel.

»Ich habe gehört, was er zu dir gesagt hat.« Bleda streckte die Hand aus, aber nicht um ihr aufzuhelfen, sondern um ihr eine Träne vom Gesicht zu wischen. Er sah die Träne an, die auf seiner Fingerspitze schimmerte. Etwas an ihm veränderte sich, aber es war nur in seinen Augen sichtbar. Sein Gesicht wirkte immer noch wie aus Stein gemeißelt.

»Das hier ist sein Sieg und deine Niederlage.« Er hielt ihr ihre eigene Träne vor die Augen.

Sie erwiderte seinen Blick trotzig, ließ zu, dass er ihre Wut und ihre Scham sah, und unternahm nichts dagegen, dass ihr eine weitere Träne über die Wange lief. Das war ihre Form des Trotzes.

»Du wirst wiederkommen, stärker als heute.« Er zuckte mit den Schultern und legte ihr eine Hand auf den Arm, um ihr beim Aufstehen zu helfen. Sie schüttelte ihn jedoch ab, sprang allein auf die Füße und rannte um eine Ecke, wo die Gebäude Bleda und das Waffenfeld vor ihren Blicken verbargen.

Riv rannte durch die Straßen von Drassil. Überall um sie herum ragten die riesigen, von Giganten erbauten Steintürme auf, und noch weiter oben über den Dächern rauschten die kahlen Zweige von Drassils Großem Baum im kalten Wind. Gesichter zischten wie Schemen an Riv vorbei. Einige grüßten sie oder nickten, aber Riv ignorierte sie alle. Die Scham saß wie eine kalte Faust in ihren Eingeweiden, und ihr Bedürfnis, das Waffenfeld hinter sich zu lassen, trieb sie immer weiter. Schließlich hörte sie auf zu laufen. Sie ging weiter, sah sich um und bemerkte, dass ihre Füße sie zum Hof vor Drassils Großer Halle getragen hatten.

Die riesige Kuppel aus Stein erhob sich vor ihr. Sie war um den Stamm von Drassils Großem Baum errichtet worden, dessen Umfang größer war als der jedes von Menschen gebauten Turms, den Riv bis jetzt gesehen hatte. Breite Stufen führten vom Hof zu gewaltigen, eisenbeschlagenen Eichentoren, die offen standen, sodass der Eingang aussah wie ein klaffender, von Schatten erfüllter Schlund eines Gigantenschädels. Riv überquerte den Hof, ging die Stufen hinauf und handelte sich einen starren Blick von den Wachen ein, die an der Tür standen. Es waren ein Dutzend Weißschwinger mit ihren schwarzen Kürassen aus gehärtetem Leder und den silberhellen Helmen. Aber sie kannten sie, also ließen sie Riv unbehelligt hineingehen. Als sie drinnen stand, zögerte sie einen Moment auf der Schwelle und betrachtete die Halle.

Es war ein riesiger, runder Raum. Die Kuppel erhob sich gleich einer hohen Höhle über ihr, alle Geräusche hallten und wurden verstärkt, und selbst ihr Atem klang laut und harsch in ihren eigenen Ohren. Der Boden senkte sich vor ihr in einer geschwungenen, steinernen Treppe zu terrassenförmigen Sitzstufen, die sich bis auf den Grund, etwa fünfzig Schritte unter ihr, erstreckten. Riv ging die Stufen hinab, während das Licht aus großen, eisernen Feuerkörben über sie hinwegtanzte. Sie sah einen Ben-Elim, der in

einem Alkoven hoch über ihr stand, andere, die elegant durch die Strahlen des winterlichen Tageslichts glitten, das durch die mit Läden verschlossenen Fenster hereinströmte, die in die Seitenwände des Kuppelbaus eingelassen waren.

Sie erreichte das letzte Dutzend Stufen und blieb stehen, während sie durch die Halle blickte. Unter ihr erstreckte sich der ebene Boden weit bis zum Mittelpunkt des Raumes, wo sich der Stamm von Drassils uraltem Baum erhob. Davor stand eine Reihe Kreaturen aus Muskeln, Fleisch und Stahl. Zwanzig Giganten der Leibwache Königin Ethlinns, die sich um ein Podest scharten. Man nannte sie Schildbrecher, und einige dieser Giganten hatten sogar vor mehr als hundert Jahren gegen den Schildwall der Schwarzen Sonne gekämpft, draußen auf der Ebene vor Drassils Toren. An diesem Tag hatten Asroth und seine Heerschar grauenvoller Kadoshim den Himmel verdeckt, während sein Gefolgsmann, die Schwarze Sonne, eine Tausende Krieger starke Schar am Boden angeführt hatte.

Und doch haben wir gewonnen. Die Ben-Elim haben uns gerettet, dachte Riv, sank auf eine der kalten Stufen und blickte über die Köpfe der Giganten unter ihr hinweg. Ihr Blick richtete sich auf das Podest hinter ihnen, auf das, was sie bewachten.

Auf den ersten Blick wirkten die beiden Gestalten wie zwei Statuen aus schwarzem Eisen. Ein Ben-Elim und ein Kadoshim, die gegeneinander kämpften. Ihre Schwingen waren gespreizt, die eine gefiedert, die andere mit Flügeln, die eher denen einer Fledermaus glichen, Schwingen aus Leder und Haut.

Doch dies sind keine Statuen.

Sie starrte den Ben-Elim an, dessen Gesichtszüge vor Anstrengung verzerrt waren. Meical, einst Erster Hauptmann der Ben-Elim. Sie konnte sogar einen Schweißtropfen sehen, der ihm über die Stirn lief. Und in seinem Griff hielt er den Herrn der Kadoshim.

Asroth, Dämonenlord der Gefallenen.

Sein Haar war lang, in Zöpfe geflochten und mit Draht umwickelt, sein Gesicht majestätisch und gut aussehend, und es strahlte einen wilden Stolz aus.

Und eine noch tiefere Bosheit.

Ich soll gegen diese Bosheit kämpfen, soll die Getreuen beschützen und die Gefallenen töten. Was stimmt nicht mit mir? Was habe ich auf dem Waffenfeld nur getan? Und ausgerechnet dem Lordprotektor habe ich etwas angetan!

Und warum hat er all diese Dinge zu mir gesagt?

In ihren Gedärmen rumorte es, als das Echo seiner Worte durch ihren Kopf hallte. Ein Schmerz brannte wie ein Messerstich tief in ihrem Innern. Heiße Tränen stiegen ihr in die Augen; sie schniefte und wischte sie wütend weg.

Schritte ertönten hinter ihr, ein vertrauter Schritt, den Riv überall erkannt hätte. Zuversichtlich und zielstrebig.

Ihre Schwester Aphra. Aphra war dunkelhaarig, sie selbst dagegen blond, Aphra war ruhig und beherrscht, im Gegensatz zu ihr.

Die Schritte verklangen.

»Du kannst dich ruhig hinsetzen.« Riv klopfte auf die Steine neben sich.

Aphra nahm Platz und wartete.

»Ich hasse mich«, flüsterte Riv in das Schweigen.

Aphra holte tief Luft. »Es ist ein Rückschlag«, sagte sie. »Aber nicht das Ende. Du hast noch immer die Chance, dich den Weißschwingen anzuschließen.«

»Ich habe dem Lordprotektor ins Gesicht geschlagen!«, stieß Riv hervor.

»Ich habe es gesehen.« Aphra nickte, fuhr sich mit der Hand durch ihr dunkles Haar, das sie kurz trug, wie alle Weißschwingen. Es war praktisch und uniform. »Zugegeben, ein ziemlich großer Rückschlag.« Sie sah Riv an und ihre Hand zuckte, als sie sie aus-

strecken und eine Träne wegwischen wollte, die ihrer Schwester über die Wange lief. Riv sah, wie sie die Faust ballte, um diesen Impuls zu unterdrücken.

»Warum?«, fragte Aphra stattdessen. Es war weder anklagend noch verurteilend.

»Weil ...« Rivs Stimme versagte, als sie sich an Israfils Worte erinnerte. Sie atmete tief durch und kontrollierte die Gefühle, die ihr die Stimme geraubt hatten. »Er hat gesagt, ich wäre schwach, weil ich keinen Vater habe.« Der Rest sprudelte dann leise aus ihr heraus, während Aphra gelassen wie immer zuhörte.

Als Riv fertig war, saß Aphra da, nickte und blickte ins Nichts. Während Riv ihre Schwester betrachtete, bemerkte sie ein paar graue Strähnen in ihrem Haar, was sie überraschte. Ihre Schwester war ihr immer so stark und klug vorgekommen. Wild und weise, unveränderlich.

Sie wird alt.

»Er hat dich auf die Probe gestellt«, sagte Aphra.

»Was?«

»Viele von uns sind vaterlos, oder auch mutterlos. Wir sind die Kinder von Kriegerinnen und Kriegern, Riv, und Krieger sterben – so ist der Lauf der Dinge. Unser Vater war eine Weißschwinge, er hat im Heiligen Krieg gekämpft und ist gefallen. Das ist ein Teil unseres Lebens.« Sie schwieg einen Moment und blickte in die Ferne.

»Wie war unser Vater?« Riv hatte ihn nie kennengelernt. Er war eine Weißschwinge gewesen, wie ihre Mam, aber er war auf einem Feldzug kurz nach Rivs Geburt getötet worden.

Aphra blickte auf sie herab und strich ihr durchs Haar. »Er war ein Krieger.« Sie zuckte mit den Schultern. »Eine Weißschwinge, die alles für die Sache gab und dafür starb.«

»Das weiß ich«, antwortete Riv. »Ich habe das schon tausendmal gehört. Ich wollte wissen, *wie* er war.«

»Ah, Riven ap Lorin.« Aphra benutzte ausnahmsweise Rivs ganzen Namen. »Ah! Er war wie du: wild, so wild wie der Nordwind.«

Das gefiel Riv, allerdings ahnte sie, dass ihr diese Eigenschaft bei der heutigen Kriegerprüfung nicht geholfen hatte.

»Also ist es die Schuld unseres Vaters, dass ich den Lordprotektor geschlagen habe.«

»Ich glaube nicht, dass Israfil das als angemessene Entschuldigung akzeptiert.« Aphra lächelte. »Aber ich würde mir trotzdem keine Sorgen machen.« Sie schüttelte den Kopf. »Israfil hat seine Worte nicht ernst gemeint.«

»Warum hat er das dann überhaupt gesagt?«, knurrte Riv.

»Denk nach!« Aphra tippte mit ihrem Zeigefinger gegen Rivs Schläfe. »Bei der Kriegerprüfung geht es nicht nur um Geschicklichkeit im Umgang mit den Waffen, Riv. Überleg doch mal – das alles ist ein Test, um herauszufinden, ob wir geeignet sind, den Kadoshim in der Schlacht entgegenzutreten. Um das zu können, brauchst du Geschicklichkeit im Umgang mit der Klinge, selbstverständlich, weil die Kadoshim stark sind, ja, auch wild und tödlich. Aber sie sind auch fürchterlich gerissen und werden jede Schwäche ausnutzen. Stell dir vor, du stehst in einem Schildwall, und die Beleidigungen schleichen sich in deinen Kopf und dein Herz – wenn diese Wut dich dann überkommt, und du in glühender, mörderischer Rage aus dem Schildwall springst? Der Schildwall wäre zerstört, und deine Schwertgefährten würden sterben.«

Riv dachte eine Weile darüber nach, und wie auch immer sie es drehte und wendete, sie konnte sich der Logik nicht entziehen.

»Das klingt wahr«, räumte sie schließlich ein. »Aber das muss noch nicht heißen, dass es auch die Wahrheit ist.«

»Diesmal schon«, gab Aphra zurück. »Mir ist bei meiner Kriegerprüfung etwas Ähnliches passiert.«

»Tatsächlich?« Riv wünschte sich, dass es stimmte. Denn das war ihrer Meinung nach wesentlich besser, als wenn der Lordprotektor in ihrer Vorstellung ein hinterlistiger, bössartiger Mistkerl war. »War es auch der Lordprotektor?«

»Nein, es war Kol, der mich im Schwertkampf unterwiesen hatte.« Ihre Augen schienen in weite Ferne zu blicken. »Aber er hat viele harte Dinge zu mir gesagt. Dinge, die nah genug an der Wahrheit waren. Wenn man das, was er sagte, im richtigen Licht betrachtete, hätte man fast annehmen können, dass ...«

»Ja!«, stimmte ihr Riv zischend zu.

»Aber es war nicht die Wahrheit.« Aphra schüttelte den Kopf. »Kol hat anschließend mit mir gesprochen und mir gesagt, dass es nur ein Test gewesen sei.«

»Wird der Lordprotektor mir irgendwann dasselbe sagen?«

»Ich glaube nicht«, erwiderte Aphra. »Ich habe im Gegensatz zu dir meine Wut beherrscht und meine Kriegerprüfung bestanden. Du dagegen bist gescheitert. Du wirst sie noch einmal ablegen müssen, also wird der Lordprotektor nicht wollen, dass du das weißt. Ich hätte es dir nicht sagen dürfen.« Sie sah Riv streng an. »Erzähl es keiner Seele, nicht einmal Mam.«

»Das werde ich nicht.« Riv war fast beleidigt. Als wenn sie jemals das Vertrauen ihrer Schwester enttäuschen würde!

»Und dann wäre da noch die Tatsache, dass du den Lordprotektor ins Gesicht geschlagen hast«, fuhr Aphra fort.

Riv ließ den Kopf hängen und schlug die Hände vor das Gesicht.

»Eine Entschuldigung wäre vielleicht der klügste Schritt!«, schlug Aphra vor.

Rivs Instinkt riet ihr, *Niemals!* zu rufen. Israfils Worte brannten ihr immer noch in der Seele, aber wenn das alles tatsächlich nur eine Prüfung gewesen war ...

Es klingt logisch, und genau so etwas ist den Ben-Elim auch zuzutrauen. Sie